

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 4.

Dienstag, 6. Januar.

1831.

Der Talisman / Roman von Fr. C. Kellermann.

(17. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Martin brachte nun entschlossen sein Anliegen vor, indem er die Begebenheit im Berliner Hotel erwähnte, deren Zeuge sein angeblicher Freund seinerzeit gewesen war.

Mister Cohrs wurde plötzlich sehr ernst, hörte aufmerksam zu und bestätigte seine vollkommene Kenntnis der Vorgänge. Das damalige Mißgeschick seines Veters, dem man leider den Vorwurf des Leichtsinns nicht ersparen könne — Charakteranlage, in der Familie erblich, wie er seufzend bemerkte — dieses Mißgeschick habe die Firma sehr zurückgebracht, die Verluste wären heute noch nicht überwunden. Die Affekuranz unzureichend, das bare Geld unberücksichtigt geblieben, die ganze kostspielige Geschäftsreise verfehlt durch den raffinierten Diebstahl. Von den entwendeten Juwelen habe man ebensowenig etwas wiedergesehen, wie von den nicht unbeträchtlichen Barmitteln, denn der Dieb sei ja leider viel zu spät gefaßt worden, als längst alles dahin war.

Nun rückte Hagedorn Schritt für Schritt mit der Geschichte seines angeblichen Freundes heraus, der sich als Liftboy der Fundunterklagung schuldig gemacht habe, einer Summe von 9400 Dollar, Eigentum Mr. Gordon Haveniths. Wie der Freund mit dem Funde umgegangen, Ingenieur geworden sei, und sich nun in solchen Verhältnissen befinde, die ihm gestatteten, das damalige Unrecht wiedergutzumachen, und den Fund zurückzuerstatten.

Der Juwelier wurde ganz still und betrachtete seinen seltsamen Gast mit prüfenden Blicken, diesen Mann, der ihm auseinanderzusetzen versuchte, er sei von einem Freunde beauftragt, die alte Sache in Ordnung zu bringen.

Welch ein merkwürdiger Kerl, dieser Selfmademan! Dieser ehrliche Deutsche! Dieser Landsmann, der eigens einen Boten nach Chicago schickt, um längst verjährte Schuld zu tilgen.

Doch sofort auch erwachte der kaufmännische Kalkül: hier muß rasch zugegriffen werden, bei dieser günstigen Gelegenheit, diesen unermuteten Umständen war etwas herauszuholen, das dem jetzt etwas stagnierenden Geschäft zugute kam. Also nützen wir diesen seltenen, willkommenen Fall — wir haben es vermutlich hier mit dem Täter in eigener Person zu tun.

„Well, Mister Hoffmann“, sagte er freundlich, „das ist die weltberühmte deutsche Ehrlichkeit. . . Gibt es also noch! . . . Man hört so viel niederträchtige Verleumdungen der alten Heimat, ist selbst zu sehr Amerikaner geworden, um recht zu beurteilen, wie es darum steht; ganz andere Luft bei uns in den Staaten, eine harte, schwere Zeit, können Sie mir glauben — nun also, ich freue mich sehr, daß Ihrem Freund unser Geld so gut getan hat, Mister Hoffmann, daß es in seinen Händen so sicher angelegt war, möchte ich sagen. Aber noch mehr freue ich mich, daß es Ihrem Freund ein inneres Bedürfnis ist, die Schuld abzuführen. Ich gestehe offen, daß diese Handlung einzig dasteht in meiner Augen. Ihr Freund ist ein erstaunlicher Mensch — er gibt einem alten armen Skeptiker und Misanthropen, wie ich leider bin, den Glauben an die Menschheit, an die deutsche Menschheit wieder. . . Meine unbegrenzte Hochachtung, Mister Hoffmann.“

Er reichte ihm seine Rechte, eine dünne, kalte Hand, die Martin verwirrt ergriff, die seine Finger drückte und nicht losließ, ehe er zu Ende gesprochen: „In der Lage Ihres Freundes hätte ich höchstwahrscheinlich oder sagen wir besser, möglicherweise, nicht viel anders gehandelt, als er es damals getan. Ein Praktikus läßt das Glück nicht davon, wenn es sich einmal zeigt. Und ehrlich gesprochen“, schloß der redselige Alte, „ich weiß nicht, ob man selbst die Charakterstärke besäße, wie Ihr Freund.“

Erst jetzt zog er die Hand zurück. Martin erwiderte höflich, es bereite ihm eine große Genugtuung, so volles Verständnis für die Handlungsweise seines Freundes zu finden, er glaube, in dessen Namen danken zu dürfen. Der Greis nickte freundlich, während er unter Zuhilfenahme einer Tabelle eifrig auf einem Zettel zu rechnen anfang.

„Nun also zu den Geschäften“, begann er nach kurzem Schweigen. „Ihr Freund hat vor 15 Jahren 9400 Dollar von uns erhalten, macht mit Zins und Zinseszins jetzt rund 17 200 Dollar bei 4 Prozent. Wieviel bringen Sie mit?“

Martin war sehr verblüfft über diesen plötzlichen Umschwung in der Stimmung des alten Mannes. Er sah jetzt nicht mehr einem mißföhlenden Landsmann, sondern einem kalt rechnenden Amerikaner, einem alten Geizhals gegenüber.

„Ich habe nur den Auftrag“, erwiderte er rasch, „an Ort und Stelle den Sachverhalt klarzulegen, über die eigentliche Zahlung bestimmt mein Freund — doch ich bitte in seinem Interesse an dem Gesichtspunkt festzuhalten, daß keine gesetzliche, sondern lediglich eine moralische Verpflichtung noch vorliegt.“

Der Juwelier sah ihn scharf an und sagte langsam: „Sie sprechen immer von Ihrem Freund, Mister Hoffmann — doch Sie erlauben — nicht wahr, Sie sind es selbst?“

Auf diese Frage war Martin immerhin vorbereitet. „Und wenn es so wäre?“, fragte er sicher, „so änderte das nichts an der Sache und es bedurfte vor allen Dingen der Klarstellung, an wen der Betrag überhaupt zu entrichten wäre.“

„O — darüber besteht nicht der mindeste Zweifel, Mister Hoffmann.“

„Wie das?“ Mister Havenith ist tot.“

„Doch sein Geschäft lebt weiter und die 9400 Dollar waren Geschäftsgeld.“

„Ist das sicher?“

„Ganz gewiß.“

„Man könnte es bezweifeln.“

„Es gibt keinen Zweifel.“

„Nach meiner Meinung käme als Empfangsberechtigter nur der direkte Erbe in Frage.“

„All richtig, Mister Hoffmann, auch dieser Fall trifft zu. Miß Andry Havenith ist direkte Erbin und ist gleichzeitig Mitinhaberin unseres Geschäfts.“

„So werde ich am zweckmäßigsten mit Miß Havenith verhandeln.“

„O — ich bin genau so gut zuständig, Mister Hoffmann, ich bitte sehr, bleiben wir sachlich. Als ehrenhafter Geschäftsmann will ich Ihnen folgendes sagen:

Wir haben unser Geld seinerzeit eingebüßt — gleichviel an wen und unter welchen Umständen — und wir sollen es jetzt zurückerhalten, nicht wahr? Ist es da nicht recht und billig, wenn der volle Betrag beansprucht wird? Betrachten wir doch die Sache ganz nüchtern, vom kaufmännischen Standpunkt aus!"

"Ich tue das längst."

"Nun also: Den größten Nutzen haben auf jeden Fall immer noch Sie, denn niemand würde Ihnen seinerzeit eine derartige Summe vorgestreckt haben, man tut so etwas nur bei absoluter Kreditwürdigkeit und auch dann nur zu erheblichen Zinsen. Ich hoffe, Sie wissen das. Wenn ich Ihnen jetzt einen sehr mäßigen Zinssatz berechne, so bedeutet das ein großes Entgegenkommen unsererseits, das ich anzuerkennen bitte. . . Außerdem bleibt zu beachten, daß wir das Kapital inzwischen anders hätten arbeiten lassen, der entgangene Gewinn ist noch garnicht berücksichtigt. . . während Sie, Mister Hoffmann, nach eigenem Geständnis diesen Gewinn in Ihr Wissen und Können umgelegt, in reichem, sehr reichem Maße eingeheimst haben."

"Ich glaube, Mister Cohrs, diese Erwägungen führen doch zu weit, führen von der Sache ab", bemerkte Martin lächelnd, "wir verlieren dabei den festen Boden unter den Füßen. . . Bedenken Sie den umgekehrten Fall: alles wäre verloren — tatsächlich haben Sie den Verlust auch längst verschmerzt. . ."

In diesem Augenblick klopfte es, der Juwelier fuhr wie aus einem Traum in die Höhe, stand auf und eilte zur Tür. Aber schon wurde diese geöffnet und eine junge, in Pelz und Mantel gehüllte Dame trat ein, die den Alten lebhaft begrüßte.

Martin hatte sich erhoben und griff, unschlüssig, ob er bleiben oder jetzt gehen solle, nach Hut und Stock, während der Juwelier mit leisen Worten rasch auf die Dame einsprach.

Diese trat näher herzu, blickte Martin mit lächelnder Miene an und rief überrascht, ihm die Hand entgegenstreckend: "Mister Martin Hagedorn! Wie? Ich irre doch nicht —?"

Martin wußte nicht, was er sagen sollte, ergriß höflich die dargebotene Hand der Fremden und bejahte erstaunt mit der Gegenfrage: "Ich entsinne mich nicht, meine Gnädigste, Ihnen schon einmal begegnet zu sein."

"Ich auch nicht", lachte sie laut, "doch man erkennt Sie unzweifelhaft von den Bildern her —"

Nun war das Rätsel gelöst. Mister Cohrs beglückwünschte den berühmten Flieger und entschuldigte sich, daß er ihn seinerseits nicht erkannt. Doch daran seien die alten schlechten Augen schuld. . .

Die unterbliebene Vorstellung wurde nachgeholt: niemand anders als Miß Andry Havenith war die junge reizende Dame. "Eben noch hörte ich, daß Sie sich studienhalber in Berlin aufhielten", bemerkte Martin mit einem spöttischen Seitenblick zu dem Alten hin, der sich verlegen beeilte, einzugestehen, daß er diese Ausrede aus bestimmten Gründen gebraucht habe.

Miß Andry beachtete das weiter nicht, als sie erklärte, daß sie seit einem Monat bereits wieder daheim sei. "Sie sind heute unser Gast — ich bitte Sie sehr darum", sagte sie plötzlich, ihm nochmals die Hand bietend, "ich schätze mich glücklich, Sie kennen zu lernen, Mister Hagedorn —"

Martin schwankte einen Augenblick, doch dann sagte er, mit verbindlichen Worten dankend, zu. Das freundliche Aufleuchten in den blauen Augen Miß Andrys, ihr nochmaliger herzlicher Händedruck machte ihn warm — nun: eine solche Gläubigerin ließ er sich wohl gefallen. . .

2.

Miß Andry wollte zu Ehren ihres berühmten Gastes ein großes Fest geben und war eben daran, die ersten Vorbereitungen zu treffen, als sie bei einer telefonischen Unterredung mit "uncle James" von diesem darauf hingewiesen wurde, daß es in diesem Falle notwendig sei, vorher das Einverständnis Mister Hagedorns hierzu einzuholen. Soviel er aus den Äußerungen des Genannten entnommen habe, sei er unter dem

auch ihm gegenüber zuerst angegebenen Namen "Max Hoffmann" in Palmer House abgestiegen, und er wolle nicht James Cohrs heißen, wenn damit nicht besondere Absichten verfolgt würden. Mister Hagedorn wollte offensichtlich unerkannt bleiben und dies müsse auf jede Weise respektiert werden. Im übrigen könne Andry, wenn sie durchaus wolle, gern einmal bei "Mister Max Hoffmann in Palmer House" anrufen — Überzeugung mache immer wahr. . .

Und der alte Mann hatte vollkommen recht. Auf ihren Anruf — Andry hatte, wie immer, auch hier wieder Glück, sie erreichte den Angerufenen beim ersten Male — erklärte "Mister Hoffmann", sie möge um Himmelswillen von ihrem freundlichen Vorhaben Abstand nehmen — oder er müsse bestimmt ablagen. Die Gründe werde er ihr eventuell persönlich mitteilen. . .

Andry bat dringend darum und war sehr betrübt über die unerwartete Durchkreuzung ihrer kühnen Pläne. Sie hätte so gern mit der Tagesberühmtheit Staat gemacht, ganz Chicago wäre neidisch gewesen auf dieses ihr Fest, das alte Haus Havenith konnte sich einmal in neuem strahlendem Glanze zeigen. . . Schade, tausendmal schade, daß es nicht sein durfte. . . Nun — sie war wirklich neugierig auf die Gründe. . . Dieser gute, liebe Deutsche schien gar zu schlicht. . . Sie seufzte. Doch einerlei: es konnte auch so schön und reizend werden, sie würde auf jeden Fall ein prächtiges Mahl richten, der German sollte die amerikanische Gastfreundschaft kennenlernen! Abgesehen doch ein intimes, gemütliches Beisammensein wäre von ganz besonderem Zauber, wenn es richtig gestaltet würde. . . Und entzückt von tausend neuen Einfällen ging sie sogleich an die Ausführung ihrer Idee.

Als "uncle James" am Nachmittag früher als sonst aus dem Geschäft heimkehrte, nahm er zu seiner vollkommenen Überraschung das wunderbare Ergebnis ihrer rastlosen Bemühungen wahr. Die Räume prangten in einem Blumenschmuck, wie er ihn noch nie gesehen, ein Meer von Blumen.

Und nun gar das Mahl — der Alte mußte das Anrichtezimmer, die Küche durchaus begutachten — nein, es war nichts, aber auch nichts vermissen, alles da, was Chicago hergab an seltensten, feinsten Genüssen — oh gewiß, das konnte sich sehen lassen, meinte er anerkennend, sogar beste — aber allerbeste Weine hatte die Teufelsmaid aufgestöbert — nun ja, man durfte den Deutschen in dem trodenegelegten Amerika nicht dursten lassen, und der eigene Geheimkeller enthielt immer noch manche gute, alte Flasche. . .

Doch nun möge Andry, die quacksilbrige Andry, für ein paar Augenblicke, bitte, sehr ruhig zuhören, was er ihr zu offenbaren habe: ein wahrhaftiges großes Geheimnis. . .

Wie? Ein Geheimnis? Etwa Martin Hagedorn betreffend?

Natürlich. Wen sonst? Sie werde doch wohl nicht glauben, daß der berühmte Ozeanflieger sich so ganz zufällig ohne besondere Absicht, in den Juweliersladen von Gordon Havenith verirrt habe, wie? —

Wie das?, meinte sie ungläubig und doch unbändig neugierig zugleich, er sei doch inkognito dagewesen und ihre hellen Augen erst hätten in ihm den berühmten Flieger erkannt und entlarvt, nicht wahr?

Gewiß, zugegeben — alle Achtung für ihren Scharfblick — doch da sei noch was anderes, etwas weit wichtigeres im Spiel. . .

Und nun erzählte der Alte mit vielem Behagen die ganze lange Geschichte. Andry klatschte entzückt in die Hände, sprang auf und lief wie unsinnig, tanzend und singend, im Zimmer umher. (Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Von Paul Blü.

Wehe dem Menschen, der hakt — er selber leidet am meisten darunter.

Schafft Freude! Nichts erhält so jung und frisch wie das Bewußtsein, den Menschen frohe Stunden bereiten zu haben.

Schrifttüge verraten den Charakter

Skizze von Otto Erich Hartelt.

Nichts liegt mir ferner, als behaupten zu wollen, mein ehemaliger Freund Karl sei ein Lump. Ich habe nämlich keine Lust, mir einen Beleidigungsprozeß auf den Hals zu laden. Aber wenn es diesem... na, sagen wir lieben Menschen heute schlecht geht, so freut mich das von Herzen. Das kommt davon, wenn ein Freund dem andern etwas nicht gönnt. Und wenn's nur eine Frau sein sollte!

"Otto", sagte er eines Abends, als wir beide vor unserem Topf Bier saßen und ich sein dementsprechend zufriedenes Gesicht machte, "Otto, was hast du? Kummer? Kein Geld?" — "Quatsch!" brummte ich freundlich. "Mit solchem Dauerzustand habe ich mich schon zu sehr abgefunden, um mir darüber noch unfruchtbare Gedanken zu machen. Aber ich weiß nicht recht, ob ich's tue oder nicht." — "Was denn? Deine Uhr verstanden, den Offenbarungseid leisten?" — "Unfinn. Einen Antrag machen und heiraten!" — "Wen denn?" — "Na, du kennst sie doch. Die Wilma drüben aus der Buchhandlung." — "Die... die Wilma!"

Mit meiner Menschenkenntnis und Beobachtungsgabe ist es nie weit her gewesen. Sonst hätte mir damals auffallen müssen, daß Karl durch das eine Wort Wilma einen Augenblick aus der Fassung geriet und nach Luft schnappte. Gut, daß mir dieses Benehmen damals nur im Unterbewußtsein haften blieb, ohne sofort Eindruck auf mich zu machen, denn sonst wäre die Geschichte wahrscheinlich anders ausgelaufen. Verhängnisvoll für mich!

"Ja, die Wilma", sagte ich also. "Aber ich weiß nicht recht, was ich machen soll. Sie ist hübsch, nett zu mir, scheint nicht dümmter zu sein als ich. Es wäre somit eine Ehe, die sich auf gegenseitiger Hochachtung aufbauen würde. Aber ein Bedenken habe ich. Sie scheint sehr geizig zu sein, geradezu kniderig. Was dann, wenn ich sie erst einmal geheiratet habe?" — "Dann bist du der unglücklichste Mensch auf Erden, darfst nicht mehr rauchen, kein Bier mehr trinken und mußt so ziemlich auf alle irdischen Genüsse verzichten. Aber deine Zweifel können sofort beseitigt werden, falls du etwas Schriftliches von Wilma bei dir haben solltest."

Das hatte ich. Einen ganzen Brief sogar. "Aber was soll es denn damit?" Da warf sich Karl in die Brust: "Ich beschäftige mich mit Graphologie und kann aus einem einzigen geschriebenen Wort den Charakter eines Menschen erkennen." — "So?" sagte ich darauf zweifelnd, worüber Freund Karl getränkt war: "Du glaubst es nicht? Na, dann laß es! Aber beschwere dich nicht bei mir, wenn du unglücklich wirst!"

Unglücklich! Das Wort klang doch ein wenig fatal. Unglücklich! Na, es konnte schließlich nichts schaden, wenn ich mir die Sache anhörte. Also zog ich einen Brief aus der Tasche, faltete ihn ein paarmal, weil der andere nicht mehr als nötig lesen sollte, und legte ihn auf den Tisch.

Freund Karl zählte sein Bleistift, überlegte einen Augenblick mit sichtlichem Aufwand an Scharfsinn und malte dann ein Rästchen um die vier Worte: "Bitte, komme gleich morgen." — "Hier", sagte er und fiel wie ein Hund über den Knochen über den langen Schwanz des 'n' her, der das "morgen" wie mit einem Kasten unterlegte. "Hier werden deine schlimmsten Befürchtungen übertroffen. Dieser bide Strich ist ein untrügliches Zeichen für Bössartigkeit. Und dann sieh dir hier das 'g' an. Sein Ausstrich erreicht das folgende 'l' nicht. Es läßt mich nicht darüber im Zweifel, daß die Schreiberin ausgeprochen zum häuslichen Despotismus neigt. Und hier wieder dieser Schnörkel beim 'e' beweist, daß die betreffende Dame hemmungslose Phantasie besitzt, die sich darin äußert, daß sie ihren Mitmenschen alle möglichen Schlechtigkeiten andichtet. Der ganz kurze Strich, mit dem das 'l' beginnt, verrät mir grenzenlose Eifersucht, und das in merkwürdigem Gegensatz zu den sonstigen Schnörkeln stehende Fehlen der Querstriche bei den beiden 'l' den von dir befürchteten Geiz. Das..." — "Hör auf!" schrie ich da. "Genug! Ein solches Scheusal in Menschengestalt heirate ich niemals."

Zu meiner Ehrenrettung muß ich bemerken, daß meine letzten Worte nicht ganz ehrlich gemeint waren, und daß ich den Entsehungsschrei zum Teil deshalb ausstieß, weil ich die weitere Berunglimpfung der jungen Dame aus der Buchhandlung nicht länger anhören konnte. Zuneigung läßt sich ja nicht so schnell aus dem Herzen eines Mannes reißen.

Doch das Gift, das Karl mir eingegeben hatte, trug in mir. Ich glaubte, an Fräulein Wilma immer mehr schlechte Seiten entdecken zu müssen, und eines Tages konnte ich meinem Freunde erklären: "Karl, es ist aus mit uns. Soll Wilma heiraten, wer Lust hat! Ich verlasse es jetzt mit einer anderen." Worauf Karl mit einem Weicht, das mir seiner Scheinheiligkeit wegen plötzlich höchst unsympathisch war, sagte: "Das freut mich, daß ich dich vor einem verhängnisvollen Schritt bewahrt habe."

Die von mir erwähnte "andere" hieß Marga. Sie war zwar nicht so hübsch wie Wilma, die Verflozene, aber dafür hegte ich nicht ein einziges Mal den geringsten Zweifel an ihren guten Eigenschaften. Ich hatte keinerlei Bedenken, die ich Freund Karl hätte anvertrauen können, und deshalb nahm ich auch seine Kennt-

nisse als Schriftdeuter nicht in Anspruch. Er erfuhr von der Entwicklung der Dinge erst, als ich ihn ein paar Monate später bat: "Willst du nicht am Dienstag Trauzeuge für mich sein?" — "Herzlich gern, wenn ich nicht am Dienstag eine wichtige Verabredung hätte."

Was für eine wichtige Verabredung das war, sollte ich erfahren, als Marga und ich auf das Standesamt kamen. Dort saß nämlich Arm in Arm ein Pärchen: Karl und Wilma! Da ging mir eine Stallaterne auf. "Schuft!" wollte ich schon vor Karl treten, als der Amtsgehilfe rief: "Karl Schelm und Wilma Wurm."

Es versteht sich von selbst, daß der Verkehr zwischen meinem falschen Freund und mir nach dieser Entdeckung abgebrochen wurde. Wir sahen uns erst ein Jahr später durch Zufall wieder. Ich wollte schweigend an Karl vorbeigehen, doch dann entdeckte ich plötzlich in seinem Gesicht einen leidensvollen Zug und blieb stehen. "Na", fragte ich, nachdem er mich ein wenig verlegen gegrüßt hatte, "Du bist doch hoffentlich glücklich geworden mit deiner Wilma? Ihr Charakter ist sicher längst nicht so schlecht, wie es deine hochgelehrte Schriftdeuterei damals wahr haben wollte: Bössartigkeit, häuslicher Despotismus, hemmungslose Phantasie, Eifersucht, Geiz?" — "Nicht so schlimm!" stöhnte er. "Entseulich! Ein Drachen, der mich nicht ein einziges Mal ausgeben lassen will, mir alle möglichen Schlechtigkeiten andichtet, noch mehr als eifersüchtig und geizig ist, geizig, sage ich dir, furchterlich. Ach, hätte ich dich doch damals nicht vor ihr bewahrt! Hätte ich die Warnung, die mir aus Wilmas Schriftzügen entgegenschrie, beherzigt." — "Warnungen", hauchte ich ihn da an, "Wilmas Schriftzüge. Du Heuchler und Fasel! Das waren garnicht die Schriftzüge deiner prächtigen Wilma, sondern ich habe dir aus Versehen einen Brief von Marga vorgelegt, der besten Frau, die es geben kann."

Jetzt ist es mir doch einerlei, ob Karl mich wegen Beleidigung verklagt oder nicht. "Heuchler, Fasel!" habe ich gesagt. Schadet nichts. Das dumme Gesicht, das er machte, ist die paat Karl Strafe wert.

Afrikanischer Markt

Von Lisa Nidel.

Das Auto flüht von Tripolis nach Suth-e-Giuma, dem Markt. Eigentlich nur zehn Minuten Fahrt. Heute dauert es länger, die Kamellakarawanen, die Eskreiter, Wagen und Autos halten immer wieder auf. Dazwischen werden die Lasttiere wild oder weichen überhaupt nicht aus. Die Sonne sengt und der Staub steht wie eine starre Mauer über der Straße.

In Suth-e-Giuma ist es nicht viel besser. Die eisernen Tore des umfriedeten Marktes sind weit geöffnet und die Menge spaziert hindurch. Auf den Lagerplätzen ein Gewimmel der kleinen afrikanischen Esel, die mit gefesselten Beinen eng aneinander stehen und nur manchmal melancholisch mit den Ohren klappen und die Schwanzquaste in Bewegung setzen. Dort eine liegende Kamellakarawane, unendlich hochmütig den langen Kopf geradeaus gerichtet. Hin und wieder zwischen all dem Vieh und den braunen, weißen und schwarzen Menschen eine Guardia, vereinzelt Soldaten, eine schwarze Falzistenuniform.

An den Verkaufsplätzen selber ein Durcheinander von Menschen, ein Geschrei und Geklische, als ob sich alles in den Haaren löse. Hände fuchteln wild herum, Kinder schreien, Bettler plärren. Amerikanerinnen mit "Oh" und "Splendid" fotografieren wie wahnsinnig, Engländer, ungerührt von all dem Tumult bliden skeptisch in dieses schembar wild gewordene Tollhaus.

Der Markt hat einen schmalen überdachten Rundgang. In einer Ecke steht ein Holzofen. Ein alter Araber, strahlend über das ganze Gesicht, läßt sich vergnüglich abknipsen und bereitet uns einen extra starken Mokka. Längs der Wand sitzen seine Gäste. Schweigende Eingeborene, die winzigen Mokkaschalen in Händen, malerisch den weißen Umhang über Kopf, Schulter und Brust geschlungen. Hin und wieder unterhalten sie sich flüsternd. Keine einzige Frau unter ihnen. Noch herrscht hier die strenge Sitte des Orients, die die Frau von der Öffentlichkeit ausschließt.

Kinder betteln. Man kann sie kaum los werden. Nur das Näheren der Guardia, der Wache, verschreckt sie. Aber strahlend stellen sie sich vor die Kamera, um sich stolz auf einem Esel oder Kamel zu zeigen. Primitive, naive Lebensfreude spricht sich in all diesen Dingen aus. Abkömmlinge eines Volkes, das festam verbunden mit Himmel und Erde, stammten Europa, seine Dinge und seine Menschen an — um später oder früher den Schatten seitens der europäischen Kultur zum Opfer zu fallen.

Verkauft, verschwiegt, mit ausgebluttem Gaumen fließt man schließlich diese Stätte. Und während das Auto mühsam den Weg durch die noch immer verstopften Straßen findet, suchen die Gedanken etwas Ordnung in den Wirrwarr des Marktes von Suth-e-Giuma zu bringen. Was aber erst bei einer Limonade in der kühlen Hotelhalle gelingt.



Gibt es noch Kavaliers?

Göttin und Kameradin.

„Er hat sich nicht kavaliermäßig benommen!“ Das war früher ein recht hartes Urteil. Es war das Erste und Wichtigste, was man von einem Manne verlangte, daß er Kavalier war in jeder Lebenslage. Das bedeutete im Grunde genommen, daß er der ergebene Diener der Frauen, ganz besonders jedoch der Dame seines Herzens war. Die Beziehungen zwischen den Geschlechtern haben sich heute geändert. Das Eindringen der Frau ins Berufsleben, das Seite-an-Seite stehen mit dem Manne im täglichen Existenzkampf hat auch den Ton zwischen ihnen wesentlich geändert. Der Mann sieht in der Frau nicht mehr die Göttin. Das Idealbild ist von seinem Piedestal herabgestiegen und hat sich als kämpfender, ringender und arbeitender Mensch entpuppt. Was Wunder, wenn sich auch ein leichterer, freier und selbstverständlicher Umgangston herausgebildet hat. Was verlangte man denn von dem „Kavalier“? Vor allem ständiges Rücksichtnehmen auf das „schwache Geschlecht“, Zuvorkommenheit, Verbindlichkeit und tausend kleine Liebesdienste, um der Frau alles so leicht und angenehm wie möglich zu machen. Das ist heute anders geworden. Unsere jungen Mädchen, die, sobald sie die Kinderschuhe abgestreift haben, mit Energie und Tatkraft ihr Lebensschicksal selbst in die Hand nehmen müssen, die im täglichen Berufsleben „ihren Mann stehen“ — sie würden höchstwahrscheinlich lachen, wenn ein Mann ihnen gegenüber heute noch alle jene Allüren des bewundernden „Kavaliers“ an den Tag legen wollte und ich zweifle nicht daran, daß sie ein solches Wesen verächtlich als „albernes Getue“ bezeichnen würden. Die moderne Frau und das moderne Mädchen verlangen vom Manne nicht mehr jene ständige Rücksichtnahme, die früher gang und gäbe war. Ob sich diese Rücksichtnahme nun auf die, ach so zarten, Nerven erstreckt oder auf eine allgemein angenommene schwächere Konstitution des weiblichen Organismus — wir Frauen würden heute mit Recht fragen: Wozu diese schonungsvolle Behandlung? Bringen wir nicht täglich den Beweis, daß wir in unserer Berufsarbeit mit dem Manne gut konkurrieren können, daß wir, in Sport und Körperkultur geschult, außerordentlich widerstandsfähig sind?

Es wird so viel davon gesprochen, daß gerade im Berufsleben der leichte Ton unter Kollegen und Kolleginnen in ein Extrem zu gehen drohe. Dagegen läßt sich nur sagen, daß letzten Endes immer die Frau in ihrem Verhalten dafür maßgebend sein wird, ob der kameradschaftliche Umgangston in vernünftigen Grenzen bleibt oder aber in plumpe Vertraulichkeit und Flegelei ausartet. Aber darüber sind sich wohl alle Frauen einig, daß ganz besonders im Berufsleben alles, was mit kavaliermäßiger Rücksichtnahme bezeichnet werden kann, unter allen Umständen ausgeschaltet werden muß. So ist es beispielsweise nicht angängig, daß eine Anrede, wie „anädige Frau“, gebraucht wird. Leider ist gerade diese Bezeichnung noch oft anzutreffen während es niemandem mehr einfallen würde, seine Kollegin als „anädiges Fräulein“ anzureden. Aber wir sollten uns darüber klar sein, daß auch die verheiratete Frau, wenn sie weiter im Beruf bleibt, auf irgendwelche Vorrechte gegenüber ihren männlichen Kollegen verzichten muß, gerade so, wie sie es unterlassen muß, kleine Ritterdienste und Gefälligkeiten anzunehmen.

Aber sehen wir einmal ab vom Beruf. Auch im gesellschaftlichen Leben ist eine Wandlung der gegenseitigen Beziehungen eingetreten. Wir stehen im Zeitalter der Kameradschaft. Und diese Kameradschaft ist heute nicht mehr der Ausdruck dafür, daß sich die Frau bemüht, es möglichst dem Manne gleichzutun, sondern daß sie mit Rat und Tat an der Seite des Mannes steht, nicht als Vertreterin eines emanzipierten Geschlechts, sondern einfach als Frau. Der Mann als treuer Kamerad aber nimmt der Frau gegenüber eine andere Stellung ein, als seinerzeit ihr „Kavalier“. Er wird ihr mit Hochachtung und aufrichtiger Freundschaft entgegenkommen, aber er vermöhnt und verzärtelt sie nicht wie ein verzogenes Prinzchen. Und wenn seine Kameradin launenhaft ist, so wird er nicht „kavaliermäßig“ darüber hinwegsehen, sondern er setzt ihr den Kopf zurecht. Eine offene Aussprache, auf beiderseitiges Vertrauen gegründet, ist — das haben wir alle erkannt — wertvoller als ein Versteckspiel hinter leeren Konventionen.

Es gibt also keine Kavaliers mehr. Sie sind ausge-

storben, weil sie keine Existenzberechtigung mehr haben. An die Stelle der hohlen Bewunderung der Frau ist das Gefühl aufrichtiger Kameradschaft und Freundschaft getreten, ein Gefühl, das eine gesunde Basis für die Beziehungen von Mensch zu Mensch bildet.

Anna Maria Cornberg.

Das Jahr der Frau.

Für die deutsche Frau war das verfloßene Jahr mit schwerer Arbeit angefüllt, sich in ihren Berufen zur Geltung zu bringen und unter dem allgemeinen Druck der Zeitverhältnisse im kulturellen Bestreben nicht nachzulassen.

Wenn der Bund Deutscher Frauenvereine, der gegenwärtig 82 Verbände mit rund 2 Millionen Mitgliedern umfaßt, jetzt einen Bericht über seine letzte Jahresarbeit erstattet, so ist damit die Berufstätigkeit, aber auch der Berufskampf einer großen Anzahl deutscher Frauen gekennzeichnet. Hier hatte vor allem das Frauenberufsamt des Bundes, dessen Leiterin Oberregierungsrat Dr. Käthe Goebel ist, seine Initiative und sein Geschick zu erweisen. Eine Besserung der Stellung der Frau in Industrie, Handwerk und Handel ist in erster Linie abhängig von richtiger Auslese und gründlicher Schulung. Hand in Hand damit war der Ausbau der Berufsschulen eine Aufgabe des Bundes. Ein altes Schmerzenskind ist die völlig ungenügende Heranziehung der Frauen zur Aufsicht über das gewerbliche und Handels-schulwesen. Der Aufstieg der Frauen in die gehobenen Beamtenstellen ist nach wie vor in der Regel ganz ausgesprochen eine Frage der Persönlichkeit. Der normale Aufstieg wie bei den Männern fehlt. Ganz allgemein hatten die Berufsberatungsstellen des Bundes im letzten Jahr erhöhte Arbeit zu leisten. Dabei zeigte sich die bedenkliche Tatsache, daß bei der Berufswahl die Frage der Neigung und Eignung immer mehr in den Hintergrund tritt gegenüber den günstigeren Berufsaussichten und der kürzesten Berufsausbildung.

Eine Eingabe des Bundes über die Minderbewertung der Frauennarbeit in Reich Ländern und Kommunalverwaltungen führte zur Untersuchung über das Berechtigungswesen, das Beamtinnenrecht, das Dienstverhältnis verheirateter Beamtinnen, die Überführung weiblicher Angestellter in das Beamtenverhältnis usw. Eingehend behandelt wurde die Bildung von Hausgemeinschaften zur besseren Unterbringung und Versorgung alleinlebender Frauen. Die Nüchternheitsbewegung erhielt durch den Bund die wertvolle Mitarbeit der organisierten Frauen. Deutschland vertritt heute noch in jeder Minute den Wert eines Stiefelhauses. Selbstverständlich bildeten die Reform des Ehegüterrechts und der Ausbau der Eheberatung erste Aufgaben des Bundes. Als dringlichste Fragen für die Reform des Ehegüterrechts ergaben sich die Frage des Nadelgeldes der Ehefrau, der Güterrechtsverträge, der Gütergemeinschaft in Ehen mit Kindern beim Tode eines Gatten und der Pensionsgesetzgebung die wichtig besonders für die Frage der Versorgung geschiedener Beamtinnenfrauen ist, deren Mann wieder geheiratet hat. Die Eheberatung des Bundes hat im Ausbau der vorehelichen Beratung eine wertvolle Entwicklung im letzten Jahre genommen. Sie ist gleichermaßen auf gesonderte juristische wirtschaftliche, keßforgerische und allgemein menschliche Fragen erstreckt worden.

Das Jahr der Frau war wie für uns alle ein Notjahr. Daß es trotzdem eine positive Entwicklung zeigen konnte, lag an der Selbsthilfe, die der Frau aus ihren eigenen Reichen Flug und voller Verständnis erwuchs.

Goldene Ratschläge des Lebens.

Nichtachtung als Erziehungsmittel. In der Jugend möchte das Kind alles haben. Wenn nun die Eltern dies oder jenes abschlagen, so findet es doch Mittel und Wege, das Gewünschte zu erlangen. Es trotzt! Weder Strenge noch Bitten helfen. Wenn es daher auch besonders schwer ist, trostige Kinder zu erziehen, so gibt es doch noch Maßregeln, den Trotz des Kindes zu brechen. Nämlich: ihm mit Nichtachtung zu begegnen. Sieht das trostige Kind, daß seine Willensanstrengung nichts erreicht, daß sein Trotz keinen Eindruck macht, dann kommt es selbst dazu, wenn auch manchmal nur recht langsam, den aufsteigenden Trotz kraft des ihm innewohnenden Willens zu bekämpfen, da es andernfalls nur Nachteile erleidet.